

Ronald Lutz

Bologna Reform und die Praxis Sozialer Arbeit

Die folgenden Thesen entstanden im Verlauf meiner Jahre als Dekan an der Fakultät „Angewandte Sozialwissenschaften“ der FH Erfurt, die wesentlich von der Umsetzung der Bologna Reform geprägt waren, und meiner Tätigkeit als Gutachter in Akkreditierungsverfahren sowie in meiner Zeit als Mitglied der Akkreditierungskommission von ACQUIN. Sie stellen verdichtete Ergebnisse meiner Erfahrungen dar.

Kritik der Reform

Im Jahre 1999 beschlossen Europas Bildungsminister in Bologna bis 2010 einen einheitlichen europäischen Hochschulraum zu schaffen, der sich vor allem durch die flächendeckende Einführung des zweistufigen Studiums ergeben sollte. Es wurden Ziele formuliert, die das umsetzen sollten; die wesentlichen waren und sind:

- Ermöglichung einer uneingeschränkten Mobilität der Studierenden, sowohl zwischen den Ländern und den Hochschulen als auch zwischen den verschiedenen Fächern;
- Einführung eines Leistungspunktesystems, des European Credit Transfer Systems, um eine Vergleichbarkeit des „workloads“ (Arbeitsaufwand und –zeit) der Studierenden zu erreichen;
- Intensivierung der Internationalität des Studiums durch englischsprachige Angebote;
- Flexibilisierung des Studiums durch vergleichbare Abschlüsse und eine Erleichterung gegenseitiger Anerkennung von Studienleistungen und Studienabschlüssen;
- Erhöhung von Transparenz der Abschlüsse;
- Erarbeitung und verbindliche Umsetzung von Qualifikationsrahmen für Hochschulabschlüsse.

In einer Zwischenbilanz nach 10 Jahren wurde deutlich, dass die von der EU beschlossene Hochschulreform in den Bundesländern unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Deutlich wurde, dass dies in unterschiedlichen Tempi geschieht und sich einige Länder mehr Zeit lassen mit der Umsetzung der Bologna-Reform¹. Insofern ist auch der Nachbesserungsbedarf bei der Hochschulreform in den Bundesländern uneinheitlich. Deutlich wurde dabei vor allem, dass schlechte Ergebnisse vor allem beim Praxisbezug des Studiums auftreten. So formulierete Peter Weingart, Professor für Soziologie: „Gelehrt wird, was in der Wissenschaft ansteht, und der Blick auf die Berufswelt ist immer noch halbblind.“²

¹ http://www.laendercheck-wissenschaft.de/archiv/bologna/pdf/laendercheck_bologna.pdf

² http://stifterverband.info/publikationen_und_podcasts/webtv/weingart/index.html

Insgesamt wurde in der Öffentlichkeit kritisiert, was auch in Protesten der Studierenden im Jahr 2009 zum Ausdruck kam³:

- Die Bilanz der Bologna-Reform ist ernüchternd,
- Stundenpläne sind überfrachtet und stark verschult,
- Abbrecherquoten sind angestiegen,
- Vielen AbsolventInnen wird eine zu geringe Berufsfähigkeit attestiert,
- Trotz der zentralen Kompetenzorientierung der Module stehen zumeist die Inhalte im Vordergrund,
- Ein Verlust der Persönlichkeitsbildung im Studium ist zu beobachten.

Horst Hippler, damaliger Chef der Hochschulrektorenkonferenz und seit Jahren einer der profiliertesten Kritiker der europäischen Studienreform, zog 2012 eine ernüchternde Bilanz⁴: Wir alle arbeiten immer länger, da ist es sinnvoll, am Anfang mehr Zeit zu investieren und eine solche Persönlichkeit auszubilden; hierzu gehört auch, dass Studenten über den Tellerrand des Fachs hinausschauen können. Der Jugendwahn sei an dieser Stelle vorbei und so wäre es falsch, junge Leute schneller durchs Studium schleusen zu wollen. Der intendierten und umgesetzten Verschulung sei entgegen zu treten, es müsse möglich sein, länger oder unabhängig von zu Hause zu studieren, solange am Ende die Leistungen stimmten.

Angesichts dieser scharfen Kritik muss die Frage erlaubt sein, ob Beschleunigung Sinn macht. Eine der grundsätzlichen Hintergründe für die Reform war schließlich genau diese Beschleunigung und zugleich Verdichtung des Ausbildungsverlaufs der Studierenden, damit diese früher dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. In diesem Beschleunigungsprozess wurde Wissen durch eine hohe Prüfungsbelastung verdichtet, die Persönlichkeitsbildung blieb dabei auf der Strecke, mit massiven Auswirkungen auf die Berufsfähigkeiten der Studierenden. Die Unternehmen brauchen aber Persönlichkeiten, so Hippler, nicht nur Absolventen.

Studierende stehen heute vor der Wahl, ob man eine Hochschulausbildung rein berufsbezogen will, wie sie die Fachhochschulen (noch) bieten - was dort (noch) funktioniert. Oder ob man eine andere Art der Ausbildung anstrebt wie an den Universitäten, deren Berufsbezug nach wie vor in der Kritik steht, obwohl sich hier in der jüngsten Vergangenheit einiges zum Positiven geändert hat⁵

In diesen mitunter sehr kontroversen Einschätzungen wird zumindest deutlich, dass die Ausbildung an Fachhochschulen, wie es auch ihrem Selbstverständnis entspricht, praxisnäher und insofern auch praxistauglicher ist. Den Fachhochschulen scheint es hinsichtlich des Berufsbezugs noch immer besser zu gehen, das bestätigen auch Evaluationen und Rankings⁶. Ergänzen könnte man: und der Sozialen Arbeit zumal, da sie schon immer auf Kompetenzen und die Entwicklung von Persönlichkeiten setzte; auch hatte sie schon immer einen klaren Praxisbezug.

³ U.a.: <http://www.sueddeutsche.de/karriere/studenten-proteste-in-deutschland-zurueck-vor-bologna-1.151641>, oder: <http://www.hochschulverband.de/cms1/pressemitteilung+M55552987ffc.html>

⁴ <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/bologna-reform-hrk-chef-hippler-kritisiert-bachelor-und-master-a-849933.html>

⁵ <http://www.karriere.de/studium/fh-oder-uni-was-ist-besser-7700/>

⁶ <http://www.che-ranking.de/cms/?getObject=2&getLang=de>

Zu fragen ist aber, ob das auch tatsächlich so ist. Ich habe da aus meiner langjährigen Erfahrung verdichtet meine Zweifel, die ich in der Folge erörtern will.

Die Reform hat die Fachhochschulen aufgewertet, daran gibt es keine Zweifel und dies ist durchaus positiv zu bewerten. Diese Aufwertung zeigt sich vor allem in einer Gleichstellung der Abschlüsse und auch in erkennbaren Initiativen und Absichten, FH's das Promotionsrecht zu verleihen. In der Folge davon gewinnt, insbesondere auch in der Sozialen Arbeit, Forschung an Bedeutung. Das ist nicht schlecht, wenn ein darin liegender Anwendungsbezug auch tatsächlich und direkt in die Lehre zurück fließt. Dafür müssten Studierende an der Forschung beteiligt sein, um für ihre spätere Praxis zu lernen.

Doch in genau dieser Aufwertung der Forschung, der ich eigentlich positiv gegenüberstehe, sehe ich zugleich ein ernsthaftes Problem: mit diesem stärkeren Forschungsbezug ist mitunter verbunden es den Universitäten gleich zu tun, gar Universität zu sein. Dann aber kann Forschung zu Lasten des Anwendungsbezuges und somit der Berufsfähigkeit gehen. Diese Skepsis bezüglich der Entwicklung an Fachhochschulen will ich hier ausführlicher diskutieren. Klar wird dabei, dass die Bologna-reform im Feld der Sozialen Arbeit tendenziell zwei Dinge bewirkt hat:

- einige grundlegende Veränderungen in den Studiengängen, die sehr kontrovers zu diskutieren sind,
- die Beschleunigung einer Ökonomisierung des Sozialen durch eine Abwertung des ersten Berufsabschlusses bezogen auf das alte Diplom.

In diesen Entwicklungen sind die Praxisphasen zwar unbestritten, doch deren Bewertung muss sich den folgenden Fragen/Thesen stellen.

Die Bologna-reform ist auch an den FH's eher schlecht und sogar weniger engagiert umgesetzt worden. Viele Studiengänge sind bis heute noch Mogelpackungen

Das gilt durchaus auch für Soziale Arbeit. Überwiegend finden sich in vielen Studiengängen bis heute keine wirklichen Module, vielfach wurden Vorlesungen, Seminare und Übungen aus den Diplomstudiengängen zu Modulen zusammen gefasst ohne einen tatsächlichen inhaltlichen Bezug herzustellen. Eigenständige und inhaltlich klar identifizierbare Module, die ein Thema umfänglich behandeln, sind nur in Ansätzen erkennbar bzw. werden erst allmählich konzipiert – allerdings gibt es hier Studiengänge an Hochschulen, die deutlich weiter sind als andere.

Doch genau diese Ungleichzeitigkeit ist ein Problem für die Studierenden, wenn sie bspw. wechseln. Aber auch für das Fach selber wird es zum Nachteil, da keine erkennbare Einheitlichkeit und Identität aufgebaut wird, es wächst kein Kanon. Im Zuge der Reakkreditierung ändert sich dies zwar allmählich, auch nur durch den Druck der Akkreditierungsagenturen, die Vorgaben des Akkreditierungsrates umsetzen.

Insgesamt sind die Inhalte der Module noch immer stark von den „Lieblingsthemen“ der Lehrenden abhängig und reflektieren nicht hinreichend die Herausforderungen

der beruflichen Praxis⁷. Aber auch die Studiengangsziele sind mitunter verschwommen oder wenig praxistauglich, da sie zu stark an abfragbarem Wissen und zu wenig an den Kompetenzen orientiert sind, die ja zwingend in Modulbeschreibungen ausgewiesen werden müssen. Doch mitunter hat man als Betrachter den Eindruck, dass diese Pflichtaufgabe zwar erfüllt wird aber nicht jene Bedeutung gewinnt, die ihr eigentlich beigemessen wird. Eigentlich sollten Modulprüfungen wesentlich diese Kompetenzen abprüfen und nicht das vermittelte Wissen. Vielfach haben aber Vorlesungen zugenommen, mit denen größere Gruppen bedient werden können, dabei stehen FH's gerade für kleinere Lerngruppen. Dies wird vor allem dadurch motiviert und getragen, dass Studiengänge immer ausreichende Lehrkapazitäten nachweisen müssen. In Vorlesungen steht aber notwendigerweise Wissensvermittlung im Zentrum,

Gerade in der Sozialen Arbeit wird Bologna nicht selten negativ dargestellt, viele loben noch immer das Diplom und sinnieren über die „gute alte Zeit“ und verfluchen die angeblich neoliberale Bildungspolitik der Gegenwart - zumeist ohne eine tatsächliche Alternative zu formulieren⁸. Das aber verursacht bei Studierenden, und das äußern sie bei Gesprächen durchaus offen, eine eher negative Haltung zu ihrem Studium. Aus der gefühlten Abwertung, die mit Ökonomisierungsprozessen der Sozialen Arbeit zusammen hängt (s.u.), wird eine tatsächliche Abwertung, wenn die eigenen Professoren ausschließlich das Schlechte an der Reform betonen ohne auch deren Herausforderungen, Chancen und natürlich Widersprüche diskursiv aufzuzeigen und gestaltend anzugehen.

Für viele wird dann der BA nur eine lästige Vorstufe zum MA, der als der eigentliche Abschluss verstanden wird. Allerdings sind die Zugänge zu diesem restriktiv und erheblich eingeschränkt. So aber beginnt schon im ersten Semester des BA ein harter Konkurrenzkampf um die Noten, zusammen mit der Verschulung wird das Studium tatsächlich zum Einpacken von Wissen für die Prüfungen, die Kompetenzvermittlung bleibt marginal.

Die Verwissenschaftlichung der Sozialen Arbeit führt zur Veränderung des Praxisbezugs. Das zeigt sich auch an der Akkreditierungspraxis.

Fachhochschulen standen und stehen für Praxisnähe. Das scheint sich in manchen Fachgebieten allmählich zu ändern, zu denen auch Soziale Arbeit gehört. Die implizite Logik der Gleichstellung der Abschlüsse heißt nämlich auch, dass FH's sich hinsichtlich Forschung den Unis annähern wollen und sich diesen zudem auch inhaltlich annähern müssen um nicht doch wieder zu Hochschulen zweiter Klasse zu werden bzw. es zu bleiben.

Im Konkurrenzkampf der Hochschulen besitzt Forschung eine durchaus zentrale Bedeutung, die sich auch in zusätzlichen Mitteleinwerbungen niederschlägt (sowohl Gelder der öffentlichen Haushalte als auch Drittmittel). Die notwendige Trennung in

⁷ Dies geht aus vorliegenden Evaluationen hervor, es reflektiert aber auch Aussagen von Studierenden im Rahmen von Akkreditierungsverfahren.

⁸ Es soll noch immer KollegInnen geben, die davon träumen der „Alptraum“ ginge vorüber und dies auch so ihren Studierenden vermitteln; dabei wird dann ein fagwürdiger gesellschaftstheoretischer und –kritischer Bezug als Popanz aufgebaut. Was dies bei denen bewirkt, die einen BA machen wollen, soll hier gar nicht ausführlich erörtert werden.

wirtschaftliche und nichtwirtschaftliche Bereiche zwingt Hochschulen zudem ein betriebswirtschaftliches Denken und Handeln auf, in dem der Praxisbezug nicht unbedingt Vorteile bringt, es sei denn man kann so Gelder einwerben. Auch das intensiviert den Prozesse der Angleichung.

Im noch immer betonten Anwendungsbezug der Forschung etabliert sich somit ganz allmählich ein Primat der Forschung, die ihren Anwendungsbezug zwar nicht verdrängt ihn aber immer weniger als Leitdiskurs anerkennt. Das reduziert Praxisanteile und verändert zugleich den Berufsbezug der Lehre, indem Hochschullehrer diesen immer weniger im Blick haben.

Dies zeigt sich vor allem im „Dilemma der Sozialarbeitswissenschaft“, die sich als eigenständige Wissenschaft etablieren will und dabei natürlich einen eigenen Forschungskanon zu entwickeln hat, der sich vor allem auch als Grundlagenforschung entfaltet. Eine der wesentlichen Frage für die Zukunft ist deshalb, ob Soziale Arbeit primär eine Berufspraxis ist oder eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin?

Wenn sie letzteres will benötigt sie vor allem Forschung und eher abstrakte Wissenschaftlichkeit, dann aber wächst die Gefahr, dass der der Berufsbezug zweitrangig wird. Der Streit um die Promotion zeigt dies in aller Deutlichkeit. Wenn sie hingegen das erste weiterhin will, dann müssen die Studiengänge der Sozialen Arbeit vor allem an der Praxisrelevanz und der Konstruktion der Module arbeiten und den Anwendungsbezug der Forschung neu betonen und in diesem Kontext weiter entwickeln.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Normierung durch die Akkreditierungspraxis eine gestaltende Relevanz. Zu fragen ist, was diese eigentlich überprüft und welche Auswirkungen das auf die diskutierte Angleichung der Hochschultypen hat. Es sind vor allem vier Bereiche, die in Gutachten reflektiert werden und Basis der Entscheidung der Kommission für oder gegen eine Akkreditierung sind. bzw.zu Auflagen führen, die Studiengänge verändern.

Die **Ziele des Studienganges** werden hinsichtlich der Existenz, Transparenz und Validität überprüft, das heißt:

- der Bezug zu den allgemeinen Zielen der Hochschule und die Einbettung in das Hochschulprofil werden hinterfragt;
- die Ziele des Studiengangs, zu denen u.a. auch Berufsbefähigung/Employability gehören, stehen auf dem Prüfstand;
- schließlich wird die Definition und die Angemessenheit der Zielgruppe in den Fokus genommen.

Das **Konzept des jeweiligen Studienganges** erfährt eine besondere Würdigung, und zwar hinsichtlich Existenz, Konsistenz, Kohärenz und Konsequenz im Hinblick auf:

- den Studiengangsaufbau, seine Struktur und die Inhalte;
- der Lernziele sowie der Modularisierung und der Gewichtung der credit points (ECTS);
- der jeweilige Lernkontext wird auf seine Angemessenheit durchleuchtet.

Die **Implementierung des Studienganges** wird hinsichtlich Existenz, Plausibilität und Angemessenheit begutachtet, dabei richtet sich der Fokus vor allem auf:

- die vorhandenen personellen, sächlichen, räumlichen und infrastrukturellen Ressourcen, in wie weit sie ausreichend sind;
- die Entscheidungsprozesse innerhalb der Organisation und auf bestehende Kooperationen;
- die Angemessenheit des Prüfungssystem hinsichtlich Dichte und Bewältigbarkeit;
- die Zugangsvoraussetzungen.

Das **System der Qualitätssicherung und –entwicklung** wird in seiner Existenz, seiner Plausibilität, seiner Angemessenheit und dem Vorhandensein eines Qualitätsmanagementsystems durchleuchtet, und zwar bezogen auf:

- Aufgaben und Funktionen;
- Aufbau und konkrete Durchführung
- Angemessenheit.

Deutlich wird, dass der Praxisanteil zwar im Blick ist aber dennoch eine eher untergeordnete Rolle spielt. Es sind vielfach Organisationsfragen, die abgearbeitet werden. Wenn es um Employability geht stehen Fragen im Fokus, ob es Berufsfelder gibt, welchen quantitativen Bedarf diese haben und welche Chancen AbsolventInnen besitzen. Nur am Rand wird die Angemessenheit der Praxisanteile für die Berufsfähigkeit hinerfragt, immer auch abhängig von der Zusammensetzung der GutachterInnengruppe.

Im System der Akkreditierung werden die FH`s implizit an den Unis gemessen bzw. mit ihnen gleich gesetzt. Immerhin sind die Gutachterkommissionen und die Akkreditierungskommissionen von Uni- und FH-Professoren besetzt, die auch in den Kommissionen vertretene Berufspraxis ist dabei dünn und marginal.

Gerade in der Sozialen Arbeit hat vielfach eine Verdichtung des Studiums stattgefunden bzw. man hat Theorieanteile nicht wirklich durchdacht sondern stattdessen die Praxissemester und somit auch die Praxisanteile reduziert.

Der Umbau der Diplomstudiengänge zu BA-Studiengängen von 8 auf 7 Semestern fiel meistens zu Lasten der Praxis, denn ohne große weitere Veränderungen der Inhalte wurde einfach ein Praxissemester gestrichen. Mit diesem Schnitt musste man keine grundlegende Debatte über Inhalte führen und konnte diese zunächst so lassen wie sie waren. Bei einer Reduktion auf 6 Semester standen zwar auch Inhalte zur Disposition, mussten verdichtet und mitunter auch verändert werden, doch auch hier wurden oftmals Praxisanteile noch einmal reduziert.

Mitunter wurde zu Beginn der Reformen auch versucht, komplette Diplom-Studiengänge in ein sechssemestriges Bachelor-Studium zu pressen – das aber ging deutlich zu Lasten der Praxis. Nicht immer fand eine Entrümpelung der überzogenen Theoriemodule statt, die aus Sicht der Berufspraxis sinnvoller gewesen wären.

Dies gipfelt in der These, dass der Stellenwert von Praxis auch an FH`s immer mehr problematisch zuwerden droht, eben wegen des sich verstärkenden Wissenschaftsbezuges und der erfolgenden Angleichung an die Universitäten, die viele und vor allem jüngere Hochschullehrer pflegen und anstreben.

Einige weniger Stimmen von Studierenden aus Evaluationen und Akkreditierungsverfahren, die mir vorliegen, sollen dies illustrieren, allerdings sind sie nicht repräsentativ:

- Praxisphasen gibt es. Ja, aber der Bezug zum Studium bzw. der Bezug zur Praxis ist nicht wirklich gegeben. Meist nutzen die Organisationen und Einrichtungen die Praktikanten als willkommene Lückenbüsser aus.
- Die Praxisphase ist bei uns im 6. Semester zwischen Prüfungen und der Bachelorarbeit. Man kann sie auch als Puffer sehen um alle Klausuren bis zur Arbeit nachzuholen.
- Die Praxisphasen sind nicht so nah an der Praxis wie man es sich wünschen würde. Vielmehr macht man da was praktisch aber mit der wirklichen Arbeit hat das später eigentlich garnichts zu tun.
- Was schade ist, ist dass wir Praktika in die ohnehin schon vollen Ferien quetschen müssen.
- Zwar gibt es bei uns ein Praxismodul, jedoch sind die dort enthaltenen Veranstaltungen meistens doch nur theoretisch, da es an Praxiserfahrenen Dozenten mangelt, die auch mit den Studierenden gemeinsam Praxisbezogen arbeiten. Eine Vorlesung, in der jede Woche ein anderer Gastdozent etwas über seinen Beruf erzählt hat NICHTS mit Praxiserfahrungen sammeln zutun!

Dieses eher skeptische Bild soll noch durch Daten der Fakultät ASW (hier wird Soziale Arbeit angeboten) an der FH Erfurt ergänzt werden, diese ähneln durchaus dem Trend bzw. sie spiegeln diesen. In Lehrveranstaltungsevaluationen wird von drei Viertel der Praxisbezug der Lehre positiv bewertet. Bei der Absolventenbefragung zeigt sich allerdings, dass der Studiengang im Bereich der Praxisorientierung kategorienübergreifend eher durchschnittliche bis mäßige Bewertungen erhält. Einzig das Praxissemester fällt mit einer positiven Bewertung aus diesem Schema.

Zu fragen ist, welche Praxis denn gelehrt wird. Es ist zumindest nicht die, die dann berufsrelevant wird. Meine These ist, dass dies eine unmittelbare Folge der Angleichung der Hochschultypen, eines Rückbaus der Praxis in den Studiengängen sowie einer Fokussierung der Forschung spiegelt.

Praxisanteile für die staatliche Anerkennung der AbsolventInnen der Sozialen Arbeit wurden ziemlich runtergefahren, eben auf die berühmten 100 Tage.

Ein Kennzeichen für die Praxisnähe des Sozialarbeitsstudiums waren nicht nur Praktika sondern auch das Anerkennungsjahr – und zwar ein ganzes Jahr, integriert oder angehängt, wie auch immer. Das sieht inzwischen ganz anders aus, trotz der angestrebten Angleichung der Studiengänge findet sich eine erstaunliche Vielfalt in der Gestaltung der Praxisanteile zur staatlichen Anerkennung. Hier zeigt sich die Ungleichzeitigkeit der Umstellung in einer unmittelbaren Auswirkung auf die Berufsfähigkeit der AbsolventInnen.

Aus den **Regelungen der Bundesländer** zum Anerkennungsjahr sollen nur ein paar zitiert werden.

Berlin: Die staatliche Anerkennung wird auf Antrag nach Abschluss des Studiums erteilt. Ein Praxisjahr ist nicht vorgesehen.

Bremen: Nach Abschluss des Studiums muss zur Erteilung der staatlichen Anerkennung ein einjähriges Berufspraktikum abgeleistet werden.

Mecklenburg-Vorpommern: Die staatliche Anerkennung wird erteilt, wenn das Studium der Sozialen Arbeit, das auch eine zweisemestrige Praxisausbildung umfasst, erfolgreich abgeschlossen wurde.

Thüringen: Erteilung der staatlichen Anerkennung nach Abschluss des Studiums. Ein Praxisjahr wird nicht vorausgesetzt.

Westfalen: Hochschulen in NRW können ihre Prüfungsordnungen selbst bestimmen. Einige Hochschulen erteilen die staatliche Anerkennung mit der Verleihung des Abschlusszeugnisses, andere verlangen ein Anerkennungsjahr oder eine Praxisphase.

Württemberg: Mit dem erfolgreichen Studienabschluss (das Studium beinhaltet ein Praxissemester) und Übergabe des Abschlusszeugnisses wird gleichzeitig die staatliche Anerkennung seitens der Hochschule erteilt.

Der kurze Überblick macht nachdenklich, da es keine Einheitlichkeit gibt. Mit diesen Unklarheiten ist natürlich alles offen. Da sich Soziale Arbeit zunehmend als reine Wissenschaft entwirft und FH's zunehmend Universitäten ähnlich sein wollen, kann dies durchaus zu Lasten der Praxis und der Praxisbefähigung im Studium gehen – insbesondere dann, wenn es keine einheitlichen und klaren Vorgaben der Länder zur Strukturierung der Praxisphasen gibt.

Ein Blick auf den **Qualifikationsrahmen des BA-Level** bestätigt diese Vermutung einer erkennbaren Verwissenschaftlichung zu Lasten des Praxisbezuges⁹. Folgende Inhalte und Kompetenzen des Studiums sind als essentiell zu begreifen:

1. Wissen und Verständnis der allgemeinen wissenschaftlichen Grundlagen und Methoden der Sozialen Arbeit und eines exemplarischen Lernfeldes.
2. Systematische Kenntnisse wichtiger Theorien, Modelle und Methoden der Sozialen Arbeit im nationalen sowie internationalen Rahmen.
3. Kritisches Verständnis der Schlüsselprobleme, Konzepte und best practice. Beispiele eines Spezialgebietes und der Sozialen Arbeit im Allgemeinen.
4. Ein integriertes Verständnis der Methoden, Verfahrensweisen und der beruflichen Ethik von Sozialer Arbeit und vor dem Hintergrund reflektierter Erfahrung methodischen Handelns in bestimmten Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit und auf dem aktuellen Stand der Fachliteratur.
5. Ein exemplarischer Einblick und ausgewählte vertiefte, aktuelle Kenntnisse in einem Forschungs- und Entwicklungsgebiet der Sozialen Arbeit.
6. Ein kritisches Bewusstsein für den umfassenden multidisziplinären Kontext der Sozialen Arbeit.

Im Zentrum stehen Wissenschaftlichkeit, Reflektion, Wissen über Methoden und Kritikfähigkeit. Aussagen zur konkreten Gestaltung von Praxisphasen sind eher dünn. Daran schließt sich die wesentliche Frage an, die an dieser Stelle unebeantwortet

⁹ http://www.fbts.de/fileadmin/fbts/Aktuelles/QRSArb_Version_5.1.pdf

bleiben muss: Verliert Soziale Arbeit an Fachhochschulen allmählich ihre Besonderheit, die in ihrer Praxisnähe, ihrem regionalen Bezug und ihrer Betonung einer angewandten Wissenschaft liegen?

Im Feld der Sozialen Arbeit breitet sich eine rabiante Ökonomisierung aus; gerade hier hat der Niedriglohn ein lohnendes Feld

Möglicherweise ist das, was sich in der Bolognaform zeigt und was sich im Studium der Sozialen Arbeit niederschlägt, durchaus kompatibel mit dem Arbeitsmarkt. Es setzt nämlich mit dem ersten berufsqualifizierenden Abschluss (BA) die Qualifizierung der AbsolventInnen herab und befähigt sie damit auch zur Übernahme von Niedriglöhnen. An dieser Stelle sollen deshalb die schon vielfach vorgetragenen Thesen zur Ökonomisierung der Sozialen Arbeit kurz skizziert werden.

Ökonomisierung und Verwertungszwänge nehmen zu und prägen die Berufspraxis immer mehr, das zeigt sich in

- dem Begriff der Sozialwirtschaft, der einen neuen „Wirtschaftszweig“ definiert;
- der Neuakzentuierung staatlicher Steuerungskapazität;
- dem Einzug des betriebswirtschaftlichen Denkens und des Kostendenkens hinsichtlich Wettbewerb, Effizienz, Kontraktmanagement, Zielvereinbarungen, Angebotssteuerung, Monitoring, Controlling, Effektivitätsnachweisen;
- den Zwängen und Herausforderungen zu Leistungsbeschreibungen und Leistungsvereinbarungen;
- einer verschärften betriebswirtschaftlichen Nutzerorientierung und einer Gewinnmaximierung privater Anbieter;
- der erwarteten Marktfähigkeit sozialer Hilfen.

Mit dem Aufbau von „Wohlfahrtsmärkten“ wird Soziale Arbeit tatsächlich zu einem „Wirtschaftszweig“, das hat klare und unmissverständliche Konsequenzen:

- aus Wohlfahrtsverbänden werden Sozialkonzerne;
- es entsteht ein marktgesteuerter Sozialsektor mit einer wachsenden Differenzierung der Leistungsanbieter;
- Praxen des Wettbewerbs verdrängen eingespielte Verfahren der Sozialpartnerschaft;
- es findet eine Differenzierung der Anbieter statt, und zwar hinsichtlich leistungsschwache und leistungsstarke Anbieter, Gewinner und Verlierer;
- Konzentrationsprozesse verstärken dies.

Arbeitsverhältnisse in der Sozialen Arbeit werden flexibilisiert:

- es findet sich eine Zunahme an Jobnomaden, die sich von einem befristeten Vertrag zum anderen durchwursteln;
- Arbeitsmarktdrifter nehmen zu, Personen, die in Randbereiche abgeschoben werden wie Helfer oder Assistenten;
- eine Absenkung der Bezahlung sowie projektbasierte Stellen sind die Regel;
- Vollzeitätigkeit sind eher selten;
- der Niedriglohn ist auch in der Sozialen Arbeit angekommen.

Die Wirkungsorientierung hat die Soziale Arbeit erreicht, Gedanken der Erfolgskontrolle, des outputs und der Evidenzbasierung sind angekommen:

- Erfolg und Wirkung stehen immer mehr im Zentrum, der nachgewiesene Erfolg wird zur Basis für die Methodenwahl;
- Methodeneinsatz, Qualitätsnachweis und Erfolg sind zunehmend Inhalte des Kontraktmanagements;
- Wirkung wird neudeutsch als Nachhaltigkeit erörtert, das aber heißt, dass zukünftig keine Kosten mehr anfallen;
- es stellen sich aber zugleich neue Fragen: Wie messe ich Erfolg, wer definiert Erfolg, was ist Qualität, wie sichert „man“ Qualität? Was ist mit denen, die keinen Erfolg „versprechen“.

Es lässt sich eine Zwei-Klassen-Sozialarbeit und damit einhergehend eine Verwaltung des Elends diagnostizieren:

- Der Begriff und die Neue Praxis des „Almosens“ wird zur „Bruchstelle“ einer modernen Sozialen Arbeit;
- auf der einen Seite finden sich lukrative Geschäftsbereiche, auf der anderen Seite aber breitet sich die Notversorgung als Suppenküchen, Tafeln, Kleiderkammern und Möbellager aus;
- „Charity“ wird zu einem neuen Modell der Sozialen Arbeit, das von Spenden und Ehrenamtlichkeit lebt;
- Barmherzigkeit und „Nächstenliebe“ werden wieder zu einem Programm, mit dem man Ungleichheiten begegnen will;
- Armut wird dann wieder zur Drohung und Elendsverwaltung zur Praxis.

Die Herabsetzung und die damit verbundene niedrigere Entlohnung wird noch dadurch verstärkt, dass im praktischen Feld die Konkurrenz der Jobsuchenden größer wird: Es gibt inzwischen ein breites Spektrum von Berufsabschlüssen, die sich im Feld der Sozialen breit machen, wie Pädagogen, Soziologen, Psychologen und Geographen. Soziale Arbeit verliert darin ihre Zuständigkeiten und damit auch ein wenig ihre Identität.

Hervorgerufen durch die Gleichstellung des ersten berufsqualifizierenden Abschluss tummeln sich im Feld der Sozialen Arbeit eine Vielfalt an Professionen. Einige Beispiele sollen dies kurz illustrieren:

- Quartiersmanagement wird durch Soziologen und Geographen durchgeführt.
- Die Sozialplanung machen Geographen.
- In Kindereinrichtungen arbeiten Kindheitspädagogen.
- Beratungstätigkeiten übernehmen Pädagogen und Psychologen.
- Leitungstätigkeiten liegen vermehrt in den Händen von Betriebswirten.

Das ist zwar prinzipiell gut, doch es zeigt auch, dass Soziale Arbeit unter Druck gerät und dabei eigentlich ihre Identität als Berufspraxis stärken und beleben sollte. Doch sie taucht ab, betont mitunter fragwürdige Wissenschaftlichkeit in Randgebieten sowie reine Forschung und entwirft zugleich in manchen FH's und Diskursen noch ein Modell, das ich als gefährliche Mogelpackung erachte: Klinische Sozialarbeit

Visionen

Für das Studium und für die Weiterentwicklung der Bolognaform sehe ich folgende Kontexte als wesentlich an:

Eine Stärkung der Praxisanteile, indem jedes Modul Praxis reflektiert und auch einbezieht. Das beinhaltet auch ein Abschied nehmen von der Sicht einzelner Professoren „wichtigen“ Themen und der Definition eines übergeordneten Rahmens, der sich an Kompetenzen orientiert. Die Lehrinhalte sind von den Anforderungen der Praxis her zu entwickeln – und nicht aus der Sicht der Grundlagenforschung. Es muss immer die Berufsbefähigung im Zentrum stehen. Forschungsmodule und –projekte müssen zwingend den Anwendungsbezug besitzen.

Für die Praxis der Sozialen Arbeit halte ich es für erforderlich, dass sie sich ihres eigenen Ziels vergewissert: der Unterstützung und der Förderung der Autonomie von Subjekten in der Moderne, damit diese sich selbst reflektieren und ihre Politik des Lebens immer neu entwerfen können. Das lässt sich an folgenden Kontexten skizzieren¹⁰:

Stärkung der Pflicht zur **Rechtfertigung**: Soziale Arbeit muss sich erklären, sie muss sagen, ob ihre Tätigkeit den Kunden nützt und Sozialarbeiter darauf gut vorbereitet sind. Dieser Nutzen ist daran zu orientieren, ob das Leben in der Moderne erleichtert wird, ob man sich im Alltag besser einrichten kann als zuvor und ob Erschöpfung des Subjekts sich wieder in Aktivität wandelt.

Ihre **Perspektiven** liegen in ihren Werten und in ihrer Tradition: in einem positiven Menschenbild, das Menschen als aktive Wesen versteht, und in einer konsequenten Betonung und Umsetzung von Menschen- und Kinderrechten. Darin werden Würde, Anerkennung der Anderen, Achtung und Autonomie wesentlich. Die Praxis muss von der „Idee“ der Selbstsorge geprägt sein und sich an Visionen eines Guten Lebens, an Offenheit und Empathie anlehnen.

Soziale Arbeit muss sich **politisch einmischen**, Position beziehen, anklagen und einfordern: Es ist ein Spagat erforderlich, zwischen dem Arrangement der Hilfe und dem eigenen Weltbild, den politischen Positionen, zwischen dem Fordern in öffentlichen Debatten (aufdecken und einmischen) und einem Fördern der Menschen (Unterstützen, aktivieren und Begleiten)

Einmischung heißt den Wohlfahrtsstaat stets weiter entwickeln und ihn nicht auf einem einmal erreichten Level festschreiben (einfrieren): Erst der Wohlfahrtsstaat, in welcher Form auch immer, schafft Voraussetzungen für die individuellen Freiheits-, Gestaltungs- und Handlungsspielräume der Lebensführung.

Zum Abschluss zitiere ich noch einmal Hippler: "Vor allem brauchen wir wieder ein Studieren in unterschiedlichen Geschwindigkeiten, abseits der starren Vorschriften der Regelstudienzeit." Das ist es: Persönlichkeits- und Kompetenzentwicklung bedürfen ihrer Zeit, und diese verläuft als Prozesse des Werdens individuell unterschiedlich.

¹⁰ Siehe auch Ronald Lutz: Das Mandat der Sozialen Arbeit, Wiesbaden 2011